Der Todeskandidat.

Novellette von G. Helter.

Um die Mitte des August, als ich am Abend von meinem Rundgang durch den Forst heimkehrte, überreichte mir meine Schwester einen Brief, der die wohlbekannten, etwas unleserlichen Schriftzüge meines guten alten Freundes, des Professors Amelang, aufwies. Er schrieb mir alle Jubeljahr einmal, und ich konnte ihm das nicht zum Vorwurf machen, da es mir genau ebenso ihm gegenüber ging. Unsere Zeit war in Anspruch genommen und unser beiderseitiger Wirkungskreis so verschieden, daß sich wenig Stoff für eine fortlaufende Korrespondenz ergab. Ich—als wohlbestallter Oberförster in unserer märkischen Schweiz, lebte mitten im Walde, er—der gelehrte Aegyptologe, war durch sein Lehramt an die Stadt gefesselt. Er bildete unter seinen Kollegen eine Ausnahme: schon als junger Mann war er ein passionirter Jagd- und Hundeliebhaber gewesen, auch ein vorzüglicher Schütze; im Alter blieb er diesen Neigungen treu. Hätten nicht viele Meilen zwischen uns gelegen, so würde das edle Waidwerk uns wohl öfter zusammengeführt haben.

Endlich war's gelungen, seine Hieroglyphen zu entziffern. Der Brief lautete:

„Alter Freund! Verzeih', daß ich Dir so lange nicht schrieb und es auch jetzt nur in aller Eile thun kann. Dein Geburtstag muß inzwischen gewesen sein, ich wußte aber nicht mehr, ob im November, Februar, Mai oder Juli. Nimm nachträglich meine herzlichen Glückwünsche entgegen! Ich habe viel Aerger, Kummer, Familiensorgen durchgemacht, doch fällt es mir schwer, mich brieflich darüber zu äußern. Nur eine Anfrage: Wäre es Dir sehr unbequem, wenn ich Dir meinen Leo auf eine kurze Zeit in Pension gäbe? Du wirst, das weiß ich, für ihn thun, was möglich ist — wenn gute Pflege und die gute Luft ihn noch retten können. Bei mir zu Haus geht's nicht. Ihn so langsam hinsterben zu sehen,—das greift mich zu sehr an. Bereite Du ihm ein sanftes Ende! Mit herzlichem Gruß und Dank im Voraus Dein

Rudolf Amelang."

Ich las den Brief meiner Schwester Luise und meiner Nichte Lilli vor; sie wurden beide nicht klug daraus, wer mit dem Todeskandidaten gemeint sein könne. Wir hatten im Sommer eine unserer überflüssigen Stuben vermiethet gehabt—an eine ältliche Dame, die uns viel Umstände verursachte, und waren eigentlich wenig geneigt, das Experiment zu wiederholen. Aber ein von Freund Amelang empfohlener Patient, der offenbar seinem Herzen sehr nahe stand, das war etwas anderes, dem sollte unser geräumiges Forsthaus und unser gemüthliches Heim allzeit offen sein. Täglich erwarteten wir sein Eintreffen. Aber er blieb aus.

Sechs Wochen waren seitdem vergangen. Vom Laubholz fielen die letzten gelben Blätter ab. Wieder kehrt' ich zur Abendstunde heim und war etwas erstaunt, beim Oeffnen der Thür das Nachtmahl schon aufgetragen zu sehen, und daß man ohne mich zu speisen angefangen hatte. Ein Gast war gekommen. Das fröhliche Lachen einer jugendlichen Männerstimme schlug an mein Ohr und der helle Schein der Lampe zeigte mir einen auffallend hübschen Jünglingskopf mit schwarzem Kraushaar, braunen Augen—und als der zur Begrüßung aufstand, eine elastische schlanke Gestalt, Alter etwa dreiundzwanzig Jahre.

„Mit wem habe ich das Vergnügen?" fragte ich, erstaunt, daß der junge Herr schon auf ganz vertrautem Fuße mit meiner Schwester und Nichte zu stehen schien.

„Der Neffe Ihres alten Freundes, des Professors Amelang," lautete die Antwort. „Leopold Amelang ist mein Name."

Unwillkürlich prallte ich einen Schritt zurück. Leopold! Leo! der Todeskandidat! So hatte ich mir den armen Menschen eigentlich nicht vorgestellt! Wir schüttelten uns die Hände und ich nahm am Tisch ihm gegenüber Platz.

„Ich überfalle Sie, Herr Oberförster! Es ist meine Absicht — wenn Sie's gütigst erlauben wollen — mich auf einen Monat oder zwei bei Ihnen einzuquartiren! Sie haben doch eine Stube frei, wie ich hörte!"

„Allerdings!" sagte ich. „Aber wir erwarteten Sie im Hochsommer. Jetzt dürfte es Ihnen doch zu rauh hier sein! Wäre nicht — im Oktober, November — ein Aufenthalt in einem südlichen Klima, Italien vielleicht, rathsamer?"

„Italien!" fiel er mir lebhaft in's Wort. „An Italien hab' ich wohl gedacht. Aber das läuft mir nicht weg. Italien kann ich mit mehr Nutzen besuchen, wenn meine Studien weiter gediehen sind. Sie müssen nämlich wissen, ich gehe mit der Absicht um, die Philologie an den Nagel zu hängen und mich ganz der Malerei zu widmen!"

Der arme junge Mann sprach, als ob es noch eine Zukunft für ihn gäbe, schien keine Ahnung von seinem verzweifelten Zustande zu haben! Die Doktoren verschweigen ja ihren Patienten die Todesgefahr meist bis zuletzt. Ich mußte diese Rücksicht nachahmen. Jedenfalls lag ein inneres organisches Leiden vor. Ich diagnostizirte Schwindsucht, weil der Gast ziemlich rothe Backen hatte. Jetzt hustete er auch. Ich bat ihn, sich nicht mit Sprechen anzustrengen, aber er lachte blos und meinte, ihm sei Rauch in die Kehle gekommen. Das konnte freilich sein, denn er hatte sich eine Cigarre angezündet und dampfte drauf los, wie bei einem Kommerse. Ich war sein Arzt nicht und durfte es ihm daher nicht verbieten. Ich wollte meinen Frauenzimmern einen Wink geben, daß sie sich in's Mittel legen sollten, die schienen mich indeß gar nicht zu verstehen.

Nachher setzte Leopold Amelang sich an's Klavier und sang Studentenlieder mit hübscher kräftiger Stimme. Nein — die Lunge konnte wohl kaum das angegriffene Organ sein. Der Magen ebensowenig; sein Appetit ließ, davon überzeugte mich der Augenschein, nichts zu wünschen übrig und er erklärte auch, in Bezug auf die Kost gebe er sich blindlings und mit Vertrauen in die Hände der Hausfrau; er esse und trinke alles Fleisch und Vegetabilien, Bier und Wein. Nur von Milch und Wasser sei er kein besonderer Freund.

Es war mittlerweile Zeit zum Schlafengehen geworden. Ich führte ihn in das für ihn bestimmte Zimmer. Als ich darauf anspielte, daß sein Onkel mich bereits auf seinen Besuch vorbereitet habe, war er sichtlich überrascht. Er bekannte freimüthig, sein Onkel sei nicht einverstanden mit seinen Zukunftsplanen. „Maler werd' ich trotzdem doch," setzte er hinzu. „Der Broderwerb kommt bei meiner Berufswahl nicht in Betracht, ich besitze Vermögen genug von meinen verstorbenen Eltern her, bin ganz unabhängig vom Onkel, mir liegt nichts daran, ihn 'mal zu beerben. Aber lieb hab' ich ihn — und auch er liebt mich von Herzen! Außer mir hat er keine Verwandte mehr. Ein einziger Neffe — das ist wie ein Sohn."

Ich sagte ihm gute Nacht und ging wieder in's Familienzimmer zurück. Seine ahnungslos gesprochenen Worte hatten mich wirklich ergriffen. Mein guter Freund Amelang war Junggeselle geblieben, wie ich, und wie sein Herz an diesem Neffen hing, so hing meins an meiner kleinen Nichte Lilli. Wenn ich sie hätte verlieren sollen, war mein Gedanke, würde ich das wohl überleben? Deutlich entsann ich mich des Abends, da meine verwittwete Schwester — vor bald vierzehn Jahren — zu mir kam. Die untergehende Sonne warf ihr röthliches Licht über die Bäume vor dem Forsthaus, wie ein schwarzer Schattenriß stand die in tiefe Trauer gekleidete Gestalt vor mir, das Kind an ihre Brust drückend, weinend legte sie's in meine Arme. Und von dem Augenblicke an, als die zarten Fingerchen meinen Hals umklammerten, kannte ich Vatergefühle: die Beiden, Mutter und Kind, machten mir mein Haus erst zum Heim. Ich hatte Lilli aufwachsen sehen, sie war jetzt ein reizendes sechszehnjähriges Mädchen, meine ganze Freude und Hoffnung. Und dieser schöne junge Mensch hier war auch seines alten Onkels Hoffnung und Freude gewesen, er sah so lebensvoll aus, hatte ein so frisches Wesen und sollte doch dem Tode unrettbar verfallen sein!

Meine Schwester und Lilli plauderten munter. Sie erschraken beide heftig, als ich sie erinnerte, daß unser liebenswürdiger Gast kein anderer sei, als der durch des Professors Brief bereits angemeldete Todeskandidat. Lilli brach in Thränen aus. Luise hatte er blos gesagt, er habe sich etwas überarbeitet und hoffte die frische Waldluft werde ihm gut thun. Nun — wenn er mit männlicher Festigkeit nicht klagen wollte über sein Befinden, so war's unsere Aufgabe, alle seine Wünsche zu errathen, ihm sein Ende, wenn er doch bald sterben mußte, zu erleichtern.

„Wenn ich nur wüßte, was ihm eigentlich fehlt," sagte meine Schwester, „so könnt' ich ihn natürlich besser pflegen."

Das war's eben! Und ihn fragen — das ging doch nicht. Schließlich einigten wir uns darüber, er müsse an einem Herzfehler, vielleicht einem Aneurisma, leiden. Dabei sind die Patienten oft ganz munter, während der Arzt schon den Zeitpunkt des Todes ziemlich genau vorher bestimmen kann.

„Vor allen Dingen — peinliches Vermeiden jeder Gemüthsbewegung, kein Widerspruch, und sonst so thun, als hielten wir ihn für einen ganz Gesunden," schärfte ich schließlich Luisen und meiner Nichte ein.

Am andern Morgen waren Lilli's Augen geschwollen. Sie empfand so tiefes Mitleid mit Leopold, daß sie seinetwegen die Nacht hindurch geweint hatte. Indeß nahm sie sich zusammen. Meine Schwester schlug einen heitern Ton an, ließ sich die Skizzenmappe des jungen Mannes zeigen und bekundete ihr lebhaftes Interesse für seine Zeichnungen. Sie waren in der That sehr talentvoll, soweit ich es beurtheilen konnte, besonders gefielen mir einige Waldlandschaften und Hundeportraits. Natürlich kargte ich nicht mit meinem Beifall. Wer unser angeregtes Gespräch gehört hätte, würde uns für die vergnügtesten, sorglosesten Menschen auf der Welt gehalten haben. Und doch war der Todeskandidat der einzige, dessen frohe Laune nichts gekünsteltes hatte. Er schloß sich mir auf meinem Inspektionsgang durch den Forst an und nahm meine Bemerkung, daß der Weg weit und anstrengend sei, mit offener Verwunderung auf.

„Desto besser für mich, Herr Oberförster!" sagte er lächelnd. „Bewegung gerade brauche ich. In den letzten Wochen ist mir gar nicht so recht wohl gewesen: das Stubenhocken bekam mir schlecht! Wäre nicht die Malerei meine Leidenschaft, so wollt' ich gern ein Forstmann werden wie Sie."

Ich nahm die Gelegenheit wahr, ihn über sein Befinden auszufragen. Schwindel und Herzklopfen hätten ihn belästigt, sagte er sehr leichthin. Aha! das bestätigte meine Vermuthungen, sein Leiden betreffend. Nur mit halbem Ohr lauschte ich seinen Erörterungen über Forstwissenschaft und Waldkultur, wovon er wirklich etwas verstand. Daß er, wie sein Onkel, ein guter Schütz und Jagdliebhaber sei, kam dabei auch zur Sprache. Er gefiel mir mehr und mehr. Schade um ihn, dacht' ich wehmüthig.

Lilli hatte sich zur Zeit des Mittagessens doch nicht ganz in der Gewalt; wenn sie auch nicht, wie am Morgen, alle Augenblicke aus dem Zimmer rennen mußte, um ihre Thränen zu verbergen, so sprach sich doch in ihren Augen solche zärtliche Theilnahme aus, daß mir bange wurde und ich es als eine Erleichterung empfand, im Gesicht des jungen Mannes einen gewissen Ausdruck wahrzunehmen, der eine ganz mißverständliche Auffassung ihrer Blicke verrieth.

Lilli war, wie gesagt, ein reizendes Geschöpf. Der Student hatte das gewiß gleich gesehen, aber die schmeichelhafte Aufmerksamkeit, die sie ihm erwies, der süße Klang ihrer Stimme, wenn sie zu ihm sprach, entflammte plötzlich sein jugendliches Blut. Sein Mienenspiel war freilich in meiner und Luisens Gegenwart beredter als seine Lippen. Eine gewisse zart entgegenkommende Berührung meiner Stiefel unter dem Tisch konnt' ich nicht wohl als an meine Adresse gerichtet betrachten. Unter andern Verhältnissen würde mir das zu denken gegeben haben, auch gewiß Ursache zu einigem Mißfallen. Aber diesem Gaste—dem Todeskandidaten—gönnt' ich dies letzte Aufflammen von Lebenslust und Liebesregung einem hübschen Mädchen gegenüber.

Der Gang heute mochte ihn doch angegriffen haben, denn am nächsten Tage erbat er sich mir nicht wieder zum Begleiter. Dafür erfuhr ich bei meiner Rückkunft, daß er mit Lilli in den Wald gegangen war.

Bald kam eine große Kiste mit Büchern an. Leopold machte sich in seinem Zimmer heimisch. Nicht etwa, daß er sich viel darin aufhielt. Den größeren Theil des Tages brachte er in unserem Familienkreise zu. Meine Schwester ließ ihn in allen Dingen gewähren, richtete sich ganz nach seinen Wünschen. Zum Aufstellen einer Staffelei brauchte er gutes Licht, das fand er nur am Fenster unseres Wohnzimmers, da mußte Luisens Nähmaschine den Platz räumen. Luise bereicherte den Küchenzettel durch verschiedene Gerichte, die er in Süddeutschland kennen gelernt hatte, und zu deren Bereitung er ihr die Rezepte und praktische Anleitung gab. Er lieh Lilli seine Bücher; meine Schwester, welche die Romane der Familienblätter erst sorgfältig prüfte, ehe sie Lilli ein Heft davon in die Hand gab, überraschte das junge Mädchen in Thränen zerfließend über der Lektüre von „Romeo und Julie". Leopold deswegen Vorstellungen zu machen, wagte Luise nicht. Und Lilli nahm seit dieser Zeit ein sehr selbstständiges, verändertes Wesen an. Bis Leopold in unser Haus kam, war sie ein harmloses Kind geblieben, jetzt lag ein Ausdruck in ihren Augen—halb sinnend, halb von leidenschaftlicher Innigkeit erfüllt. Ihr Klavierspiel—Leopold war ein vorzüglicher Geiger, besaß eine Menge Noten für Klavier und Violine und übte sie mit ihr ein — gewann an Empfindung und Seele. Mir, als großem Musikfreund, konnte das recht sein. Aber Lilli hatte nun keine Lust und Muße mehr, die Mutter in der Wirthschaft zu unterstützen. Kurz: der Todeskandidat stellte allmählich unser Haus auf den Kopf, fast, ohne daß wir es bemerkten. Wie behandelten ihn als lieben Gast: von der Zahlung einer bestimmten Pension hatte ich nichts hören wollen und die Abmachung war auf unbestimmte Frist vertagt worden. Es freute mich aufrichtig, daß sich, nach Ablauf von fast vier Wochen, in des Studenten Aussehen und Befinden durchaus keine Veränderung zum Schlimmen zeigte.

An einem schönen Tage—Ende Oktober—überraschte ich meine Nichte dabei, wie sie sich von Leopold — ohne Sträuben—küssen ließ. Auf die Lippen küssen! Er saß vor seiner Staffelei, sie neben ihm. Er erschrak keineswegs, als er meiner ansichtig wurde, sondern trat — Lilli war allerdings hochertöthend entflohen—unbefangen auf mich zu und sagte:

„Verzeihung, Herr Oberförster. Was Sie eben sahen, war kein Verrath an Ihrer Gastfreundschaft—Sie werden es nur natürlich finden, wenn ein junger Mann erst mit dem Mädchen, das er liebt, einig zu werden sucht, ehe er sich an die Familie wendet. Lilli hat sich mit mir verlobt und ich habe die Ehre, Sie um die Hand Ihrer Nichte und um gütige Fürsprache bei Ihrer Frau Schwester zu bitten!"

Das war mir denn doch zu arg! Das mußte ein Ende haben mit dem Rücksichtnehmen!

„Lieber Herr Leopold," sagte ich frank und frei, „Sie halten sich hier zur Kräftigung Ihrer Gesundheit auf und sind zur Erreichung dieses Ziels von uns gut aufgenommen worden. Andere Zwecke zu verfolgen, würde ich von Ihnen nicht hübsch finden!"

„Wieso?" entgegnete Leopold lebhaft. „Ich bin freilich jung, aber vermögend, habe eine aussichtsreiche Zukunft. Wenn Sie aus Lilli lieber eine Frau Doktor als eine Künstlerfrau machen wollen, so bin ich auch bereit, die Laufbahn, die mein Onkel für mich bestimmte, weiter zu verfolgen und die Malerei nur nebenbei zu betreiben. Für Lilli bring' ich jedes Opfer — und das würde mein Onkel Ihnen danken, bester Herr Oberförster!"

Er sprach so einschmeichelnd und liebenswürdig—es rührte mich! Aber meine Vernunft, meine Entschlüsse sollte er nicht in's Wanken bringen!

„Unmöglich," sagte ich kurz. Geben Sie mir Ihr Wort, daß—so lange Sie unter meinem Dache sind, solche Dinge, wie ich vorhin sah, nicht wieder vorkommen!"

Er gab sein Wort nicht, indeß beschloß ich, gut aufzupassen, und schärfte es auch meiner Schwester, welche durchaus meinen Standpunkt theilte, ein. Noch an demselben Nachmittag schrieb ich an meinen guten Freund, den Professor. Zu meinem Befremden erhielt ich keine Antwort.

Dies Räthsel wurde mir bald darauf gelöst — durch ein Gespräch Lilli's mit Leopold. Da meine Schwester die einsamen Spaziergänge im Wald jetzt verhinderte, saßen die Beiden auf einer Bank im Gemüsegarten. Die befand sich gerade unter dem Fenster meiner Schlafstube.

„Mein Onkel ist seit Ende August in Egypten, er läßt sich natürlich keine Briefe dahin nachsenden," sagte Leopold. „Indeß muß er bald zurückkommen. Auf der Rückfahrt wollte er eine Woche lang Aufenthalt in München nehmen. Er wohnt da immer im Rheinischen Hof. Er würde nicht so grausam sein, uns zu trennen! Ich weiß nicht, was der Oberförster, der mich Anfangs so gütig behandelte, auf einmal gegen mich hat! Doch—wenn Du mich liebst, meine süße Lilli, so werd' ich alle Hindernisse stürmen!"

„Ich liebe Dich von ganzer Seele, Leopold!" erwiderte Lilli.

Also sie duzten einander schon!

„Willigst Du in einen kühnen Plan, Lilli? So höre: ich packe meinen Koffer, sage Deinem Onkel und Deiner Mama Adieu. Du erwartest mich auf dem Bahnhof — Gepäck brauchst Du nicht mitzunehmen, das würde auffallen. Wir reisen zusammen nach München ...."

„Und — lassen uns heimlich trauen? Geht das denn?" fragte Lilli zaghaft.

„Nein," entgegnete er—und seine Ehrlichkeit versöhnte meinen Groll einigermaßen — „das geht nur in Romanen und Schauspielen und war in früheren Jahren auch wohl möglich. Jetzt — giebt es keinen Bruder Lorenzo mehr, der Liebende insgeheim verbindet. Aber — wenn wir zusammen durchgegangen sind, dann willigen Dein Onkel und Deine Mama bestimmt in unsere Heirath!"

Jetzt hielt ich es für angezeigt, herunterzukommen und meine Autorität als Hausherr und Familienoberhaupt geltend zu machen.

„Geh' zu Deiner Mutter, Lilli!" sagte ich streng. „Und kommen Sie, junger Herr, mit Ihnen muß ich ein ernstes Wörtchen reden!"

Lilli wandte sich mit einer flehenden Bewegung mir zu. Ich schob sie in's Haus hinein und ging mit Leopold in mein Zimmer.

„Ueberflüssig, Ihnen zu sagen, daß ich Alles gehört habe, nicht wahr?" redete ich den Studenten an.

„Sie zwingen uns durch Ihre Härte ...." fing er an.

„Unsinn!" unterbrach ich ihn. „Ich glaubte, der Aufenthalt in meinem Hause würde Ihnen gut thun, darum behielt ich Sie so lange hier. Jetzt muß ich — um Ihrer selbst willen — bitten, daß Sie gehen. Was dächte wohl Ihr Onkel von mir, wenn seine Voraussicht, Sie würden hier vor allen Aufregungen bewahrt" ....

„Sie äußerten schon einmal etwas über eine angebliche Empfehlung meines Onkels, was ich nicht verstanden habe," fiel mir der junge Mann hastig in die Rede. „Ich muß nun wirklich darauf bestehen, zu erfahren, was mein Onkel Ihnen eigentlich über mich schrieb."

„Ich kann Ihnen den Brief nicht zeigen."

„Sie müssen, Herr Oberförster!"

„Er theilte mir nur mit, daß Ihre erschütterte Gesundheit — es scheint Ihnen ja, Gottlob, jetzt besser zu gehen ...."

„Meine Gesundheit?" sagte Leopold sehr gereizt. „Wollen Sie damit etwa sagen, daß Sie mir Ihre Nichte nicht geben wollen, weil ...."

„Weil Sie leidend sind — jawohl!"

„Zeigen Sie mir den Brief, wenn ich nicht annehmen soll, daß Sie lügen!"

Ueber der Beleidigung vergaß ich menschliches Rühren, Mitleid, alle bisherigen Bedenken. Vor Aerger zitternd legte ich den Brief in seine Hand. Er ging damit an's Fenster; es dunkelte bereits. Da er mir den Rücken zuwandte, konnt' ich nicht seine Mienen beim Lesen wahrnehmen. Es dauerte obgleich für ihn die Handschrift seines Onkels gewiß nicht schwer zu entziffern war, mehr als fünf Minuten, ehe er langsam seinen Platz verließ und wieder auf mich zukam.

Seine Lippen zuckten eigenthümlich, als er zu reden anfing:

„Ich bitte um Entschuldigung, lieber Herr Oberförster. Der Brief hier — rechtfertigt ihre Weigerung vollkommen."

„Verzeihen Sie mir," begann ich. Die Reue überkam mich. Ich hatte tödtliche Angst, daß er jetzt vor meinen Augen in Ohnmacht fallen oder sonstwie Schreckliches sich ereignen konnte.

„Bitte!" entgegnete er. Nur eins möchte ich von Ihnen hören: hatte Lilli Kenntniß — von dem Inhalt dieses Schreibens hier?"

„Jawohl."

„Sie hat also von Anfang an geglaubt .... O, sie ist ein süßes, holdes Geschöpf!"

„Das ist sie!" erwiderte ich warm. „Und darum üben Sie auch Rücksicht gegen sie! Ersparen Sie dem Mädchen, das Sie lieben, den Kummer ...."

„Sich einem Sterbenden zu vermählen, meinen Sie? Herr Oberförster, ich bin selbstsüchtig! Ich kann's nicht, wirklich nicht. Wenn nun Lilli's Liebe das einzige Mittel zu meiner Genesung wäre?"

„Solche Wunder gibt's wohl kaum. Ich würde eher an eine Beschleunigung des Endes glauben. Schonen Sie Ihre Gesundheit — und dann, später vielleicht einmal ...."

„Thut mir leid, ich kann nicht warten. Es geht ja aus dem Brief hervor: ich bin ein Todeskandidat. Lassen Sie mich wenigstens die kurze Zeit, die ich noch zu leben habe, glücklich sein!"

Solche Hartnäckigkeit war denn doch unerhört!" Sie machte mich stumm!

„Verlängern Sie nur Ihre Gastfreiheit noch auf zwei Tage! Ich gebe Ihnen dafür aus freien Stücken mein Ehrenwort, daß ich Ihre Nichte zu keinem übereilten Schritt bereden, überhaupt ohne Ihre Einwilligung sie nicht fester an mich binden will," sagte Leopold in ruhigerem Tone.

Was sollt' ich machen? Hart sein durfte ich doch gegen den jungen Mann nicht. Die etwaigen Folgen hatten mir weder Lilli noch meine Schwester je verziehen und ich mir selber auch nicht.

Ich hatte noch einen schweren Kampf mit dem Mädchen zu bestehen, der gleichfalls resultatlos verlief: Lilli erklärte, von Leopold nimmermehr lassen zu können. Wenn er sterben müsse, so wolle sie um ihn sein bis zuletzt, ihm die Augen zudrücken und den letzten Athemzug von seinen Lippen küssen. Kurz, sie war fast noch unvernünftiger als der Todeskandidat selbst. So gingen anderthalb Tage hin ....

Als ich um die Dämmerstunde des letzten der zwei verabredeten zwei Tage aus meiner Thür trat, um in den Wald zu gehen, lief ich gerade in die Arme meines guten alten Freundes, Leopold's Onkel.

„Das nenn' ich eine Ueberraschung!" rief ich aus.

„Wieso? Hast Du mich etwa nicht erwartet? Ich bekam doch in München ein Telegramm mit Deinem Namen! Hier!"

„Umgehend abreisen, hierher kommen. Gefahr im Verzuge" und mein Name stand richtig darunter.

„Die Depesche ist nicht von mir abgesandt. Aber ich kann mir schon denken, von wem ...."

„Verzeihen Sie, daß ich mich Ihres Namens bediente," klang Leopolds Stimme jetzt an mein Ohr. „Onkel! lieber Onkel! Ich wollte Dich vom Bahnhof abholen — es wurde aber zu spät ...."

„Neffe! Wie kommst Du denn hierher, Poldl?"

„Wußtest Du nicht, daß er hier war?" fragte ich den Professor. Die Geschichte fing an, mir räthselhaft zu werden.

„Keine Ahnung!"

„Du schriebst mir doch im August ... Du wolltest mir Deinen Leo anvertrauen ...."

„Leo! Ach Gott ja! Der starb zwei Tage nach Abgang meines Briefes!"

Jetzt sah ich, daß der Student sich in die Lippe biß, um nicht laut aufzulachen.

„Wer war Leo?"

„Meine deutsche Dogge! Ein so treues, prächtiges Thier! Nun — es war nichts mehr zu machen. Ist sanft verendet. Brauchte meinen Liebling wenigstens nicht erschießen zu lassen!"

„Das löst alle Mißverständnisse!" sagte ich aufathmend und reichte dem laut lachenden Studenten die Hand.

„Was ist denn los?" fragte der Professor verwundert.

„Eine Verlobung, Onkel!" erwiderte Leopold. Und zu Lilli eilend, die eben in der Thüre erschien, rief er fröhlich: „Hoffentlich geht mir mit ihrem Mitleid nicht auch ihre Liebe verloren, und sie nimmt mich, obgleich ich kein Todeskandidat mehr bin!"

Nur ein Kuß.

An der Universität Upsala befand sich ein junger, stiller Mann, der mit Eifer dem Studium oblag, aber nicht die materiellen Mittel besaß, sich ihm ungestört widmen zu können. Arm, wie er war, fehlten ihm auch Connektionen. Trotzdem gab er den Entschluß, sich eine wissenschaftliche Carriere zu bahnen, nicht auf und erwarb sich durch schriftliche Arbeiten und Privatunterricht seinen dürftigen Unterhalt, sich mit der Hoffnung einer besseren Zukunft tröstend. Wiewohl er wenig Umgang pflegte, wurde er doch wegen seines trefflichen Charakters wie guten Herzens von Allen, die ihn kannten, geschätzt und geliebt. Eines Tages stand er mit Gemmilitonen auf dem Markte, wo er ein Stündchen zur Erholung verbrachte, als die Aufmerksamkeit der Studenten durch ein junges, hochelegant gekleidetes, außergewöhnlich schönes Mädchen gefesselt wurde, das an der Seite einer älteren Dame an ihnen vorüberging. Es war die Tochter des Gouverneurs von Upland, die ältere Dame ihre Mutter. Die Studenten sahen dem anmuthig jungen Mädchen voll Bewunderung nach, und als sie aus Hörweite gekommen war, rief einer: „Wahrhaftig, es wäre eine Million werth, einen Kuß von diesem Munde zu bekommen!" Der Held unserer Erzählung sann ein Weilchen nach und sagte dann wie von plötzlicher Inspiration ergriffen: „Ich glaube, ich könnte einen bekommen." „Was, bist Du wahnsinnig?" riefen die Anderen. „Kennst Du sie?" „Durchaus nicht; aber dennoch glaube ich, daß sie mich küßt, wenn ich sie darum bitte." „Was — hier auf dem Markte und vor uns Allen?" „Allerdings!" „Aus freien Stücken?" „Ganz gewiß: glaubt Ihr denn, ich würde unverschämt sein und sie zwingen wollen?" „Nun, wenn Du das wahr machst, gebe ich Dir 1000 Thaler!" rief Einer. „Ich auch! Ich auch!" sagten Andere. Durch Handschlag verpflichteten sich die reichen und ehrenhaft denkenden jungen Leute, ihr Wort zu halten. Entschlossen ging der hübsche, junge Mann der Dame nach und sagte fest: „Mein Fraulein, mein Schicksal liegt in ihrer Hand!" Sie stand still und sah ihn erstaunt an. Er theilte ihr Namen, Lebensstellung, sein Streben, seine Aussichten mit und erzählte treuherzig Wort für Wort Alles, was zwischen ihm und seinen Kameraden verabredet worden. Sie hörte ihn aufmerksam an und sagte, als er zu Ende gekommen und sich nochmals ehrerbietig neigte, erröthend, doch freundlich: „Nun, wenn ein geringer Dienst so viel Gutes stiften kann, so wäre es sündlich von mir, Ihnen denselben zu verweigern."

Dann küßte sie den jungen Mann und ging weiter. Am andern Tage wurde der Verwegene zum Gouverneur befohlen. Er wollte den jungen Menschen sehen, der es gewagt, seine Tochter auf öffentlichem Markte um einen Kuß zu bitten und, was noch viel schlimmer, ihn zu erhalten. Mit gerunzelter Stirn empfing und musterte er ihn von oben bis unten, ließ sich aber doch schließlich in eine Unterhaltung mit ihm ein, welche eine volle Stunde währte und einen so günstigen Eindruck auf ihn machte, daß er den schmucken Jüngling zum Hausfreunde ernannte und ihn bat, während seiner Studienzeit mit seinem Mittagstisch vorlieb zu nehmen. Frei von Mangel betrieb jetzt unser junger Freund seine Studien in einer Weise, die ihn bald zum angesehensten Zögling der Universität machte, und kaum war seit jenem ersten Kuß ein Jahr verflossen, als er die Erlaubniß erhielt, der Tochter des Gouverneurs einen zweiten zu geben und sie als Braut zu umarmen. Er wurde später einer der Gelehrten, durch die der schwedische Name im Auslande zu hoher Bedeutung gelangte. Seine Werke werden so lange dauern, wie es eine Naturwissenschaft giebt.

Kroatische Bauern.

Vor nicht allzu langer Zeit wurde von kroatischen Bauern erzählt, die eine Eingabe an die Behörde in klassischem Latein abfaßten. Als Seitenstück hierzu entnehmen wir einem kroatischen Blatte folgendes heitere Geschichtchen, das sich dieser Tage unweit Agram auf der Besitzung eines reichen Magnaten zutrug. Der Magnat hatte einen ihm befreundeten auf der Durchreise nach Abbazia befindlichen Engländer und dessen Gemahlin zu einem Besuche seines Gutes eingeladen. Zeit den Gästen war noch ein anderer Freund des Hausherrn gekommen, der gleichfalls englisch sprach, und die Konversation wurde durchaus in englischer Sprache geführt. Während man das Gut in Augenschein nahm, mußte Misko, einer der Knechte, irgend eine neue landwirthschaftliche Maschine vorführen. Er benahm sich dabei so geschickt und eingeweiht, daß die blonde hagere Miß zu ihrem Gatten erstaunt sagte: „Nein, wie geschickt sich dieser dumme kroatische Bauer anstellt." Da sagte plötzlich der biedere Misko in gutem Englisch: „Miß, der kroatische Bauer ist nicht dumm, sondern nur arm und an Bildung zurückgeblieben. Aber daran ist er nicht schuld." Die Gesellschaft war so erstaunt, wie es Bileam gewesen sein mochte, als sein Esel plötzlich zu sprechen begann. Selbst der Gutsherr hatte nicht gewußt, daß er einen so gebildeten Knecht besitze. „Wie, Du sprichst englisch!" fragte er. — „Warum denn nicht?" sagte da eines der Hofweiber gleichfalls auf englisch, „mein Mann und ich waren ja lange genug in Amerika." Die arme blonde Miß, die sich auf ihre britische Kultur so viel zu Gute that, gerieth einigermaßen in Verlegenheit. Freund Misko aber avancirte bald darauf zum Kammerdiener und hat nun alle Aussichten, mit seinem Englisch Karriere zu machen.

Beruhigend.

Ein Amerikaner, der in Ceylon ein Bad zu nehmen wünschte, bat einen Eingeborenen, ihm eine Stelle zu zeigen, die von Krokodilen frei wäre. Der Eingeborene führte ihn an eine Stelle nahe der Mündung des Flusses und hier erfreute sich der Amerikaner am Luxus eines Bades. Als er wieder herankam, fragte er seinen Führer, weshalb diese Stelle von Krokodilen frei wäre. „Krokodil fürchtet sich vor Haifisch!" antwortete der Singhalese. „Ja viel Haifisch hier!"